

Warum eigentlich (noch) Kultur?

Anmerkungen zu einem unbehaglichen Begriff

Jennifer Engler

Soziales vs. Kultur?

Ich beginne diesen Essay mit der Beschreibung eines Experiments bzw. einer sokratischen Vorführung in einem kulturwissenschaftlichen Seminar an der Goethe-Universität Frankfurt im Kontext des Themas „Identität“. Zu Beginn der Sitzung sollen alle Studierenden sich mit einem Wort („Ich bin ...“) beschreiben. In den Antworten tauchen auch nationalstaatliche, ethnische oder religiöse Selbstbeschreibungen auf, aber die Mehrzahl der Anwesenden wählt Begriffe wie „Handballer“, „Frankfurter“, „Studentin“, „Familienmensch“ oder sogar „freundlich“. Natürlich liegt es in einem Universitätsseminar nahe, sich als Student oder Studentin zu beschreiben: die Situation ist wenig ethnisch codiert¹ und in anderen Situationen hätten die Studierenden vielleicht andere Identifikationskategorien gewählt (ob diese allerdings vorrangig „ethnisch“ gewesen wären, muss dahingestellt bleiben).

Jennifer Engler studiert seit 2006 Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie sowie Politologie im Bachelorstudiengang an der Goethe-Universität Frankfurt. Seit 2008 ist sie im Vorstand der GeFKA e.V. tätig. Sie ist studentische Hilfskraft am Institut für KA/EE und Tutorin im Lehrforschungsprojekts „mobile food“ unter der Leitung von Prof. Dr. Gisela Welz. Im Rahmen des Projekts arbeitet sie gerade an ihrer Abschlussarbeit zur performativen Herstellung von „ethnischem Anders-Sein“ am Beispiel von KochkursleiterInnen.

¹ Wenn ich im Folgenden davon spreche, dass *Kultur* „ethnisch codiert“ ist, meine ich mit der Beschreibung „ethnisch codiert“ pauschal eine Gruppen konstruierende Kategorisierung von Menschen nach ihrer vermeintlichen Herkunft sowie die Erklärung ihres Denken und Handels über diese vermeintliche Zugehörigkeit; hierbei schließe ich nationalstaatliche Kategorisierungen mit ein. Grundsätzlich bin ich mir bewusst, dass Zuschreibungsprozesse sehr unterschiedlich funktionieren und konkrete Kategorien unterschiedlich konstruiert werden. Dies genau darzustellen würde allerdings dieses kurz gehaltene Essay sprengen. Ebenso wenig kann hier auf die Begriffsgeschichte und Unterscheidung von race und Ethnie eingegangen werden, die insbesondere im Kontext der amerikanischen Soziologie (und in Abgrenzung zu deutschen Debatten) interessant und prägnant sind (vgl. Bös 2005).

Man kann sich nun die Frage stellen, ob es sich bei den gewählten Kategorien um kulturelle oder soziale handelt. Die Beantwortung dieser Frage ist natürlich abhängig von der Definition von *Kultur*. Wird sie analog zu Ulf Hannerz als „bedeutungsvolle Formen [...], die wir in sozialer Interaktion erwerben und mit denen wir die Wirklichkeit formen“ (Hannerz 1995, S. 68) konzeptualisiert, ist sicherlich auch die vermeintlich „soziale Kategorie“ Student in einem gewissen Sinne eine kulturelle, berücksichtigt man, dass – auch wenn „die StudentInnen“ natürlich keine homogene Gruppe sind – „StudentIn-Sein“ als Selbst-Identifikation und distinkte Lebensweise durchaus einen mit bestimmten Praxisformen verbundenen kulturellen Rahmen darstellt, ein Setting, in dem sich StudentInnen „auskennen“ und in dem sie sich zu bewegen wissen.

„Es gibt keine Kultur von nur einem Menschen,
ein Mensch alleine kann keine Kultur haben“;

das habe ich in meiner ersten KA/EE-Vorlesung gelernt. Was meine Dozentin vollkommen richtig damit sagen wollte war: „Kultur ist ein soziales Phänomen“. *Kultur* ist etwas, was sich zwischen Menschen abspielt und in der Interaktion realisiert, reproduziert und neu gemacht wird. Ziemlich deterministisch fand ich das damals (obwohl offenkundig nicht so gemeint) und habe für mich (auf meine Individualität pochend), hinzugefügt, dass aber trotzdem jeder Mensch seinen eigenen „Kulturmix“ in sich trägt, Wertvorstellungen, Praxisformen, Weltansichten mit unterschiedlichsten Menschen-(gruppen) teilt, also durchaus seine „eigene Kultur“ bzw. präziser seinen eigenen zusammengesetzten kulturellen „Werkzeugkasten“ besitzt, sein „cultural inventory“, wie Ulf Hannerz es beschreibt (vgl. Hannerz 1992), oder seine individuelle „sociosphere“, wie es der Soziologe Martin Albrow fasst (vgl. Albrow 1997). Die vielen Gruppen oder größeren Zusammenhänge, die auf den Einzelnen wirken und an denen er mitwirkt, sind als „soziale“ oder „kulturelle“ zu unterscheiden – oder auch nicht.

Hier liegt das Dilemma.

Soziologen und Erziehungswissenschaftler wie Rogers Brubaker, Axel Groenemeyer und Frank-Olaf Radtke kritisieren einen „ethnischen Common-Sense“ (vgl. Brubaker 2007), sowohl im Wissenschaftsgebrauch als auch im öffentlichen Diskurs. Demzufolge werden Konflikte, seien dies innergesellschaftliche Alltagskonflikte (vgl. Groenemeyer 2003; Radtke 1996) oder kriegerische Auseinandersetzungen (Brubaker 2007) von vornherein als ethnische bzw. kulturelle beschrieben. Menschen werden – so die Kritik – nach Ethnien kate-

gorisiert, Unterschiede und ethnische Erklärungsmuster naturalisiert und vorausgesetzt. Ob „Kampf der Kulturen“ oder „Multikulturalismus“: so unterschiedlich die politische Message dieser Schlagworte bzw. Konzepte sein mag, verweisen sie doch alle auf eine Kategorisierung von Menschen nach *Kultur*, die aber nur als ethnische Herkunft und vor allem singular (ein Mensch gehört einer *Kultur* an) gedacht wird. *Kultur* wird zum Synonym für Ethnizität und diese wird gedacht als primordiale Bindung.

Somit könnte ein Verweis auf „andere“ Gruppen und „Identitäten“ – vielleicht als „sozial“ attribuierte – helfen, um gegen diesen „ethnischen Common-Sense“ vorzugehen: „Es gibt auch was anderes, nicht nur Kultur“ – und schon haut die engagierte Anti-Essentialistin im Gewand der „Anti-Kulturalistin“ in die altbekannte Kerbe und verfestigt durch ihre Kritik des Kulturbegriffs eine ethnisch codierte Auffassung desselben.

Drei Handlungsmöglichkeiten scheinen im Vorgehen gegen einen ethnisch codierten Kulturbegriff möglich:

1. Eine Betonung des „Sozialen“ bzw. eine Subversion der Vorstellungen von ethnisch codierter *Kultur* durch die Vermeidung des Kulturbegriffs und Verwendung anderer Begriffe
2. Eine Rückeroberung durch weiteres Verwenden von *Kultur*, jedoch in erweitertem Sinne, und einer damit verbundenen Umdeutung des Kulturbegriffs
3. Die dezidierte Kritik eines kulturalistischen Kulturbegriffs (die es unabhängig von 1 oder 2 zu führen gilt)

Kulturalismus-Kritik

In jedem Fall wäre es falsch und unüberlegt, *Kultur* aus der kultur-anthropologischen Forschung zu verbannen, hat der Begriff doch längst seinen Weg aus dem fachinternen ethnologischen Diskurs hinaus in die Welt gefunden und arbeitet dort fleißig mit an der vielbeschworenen und von uns zu beobachtenden „Konstruktion von Wirklichkeit“. Leider in einer wissenschaftshistorisch veralteten Form: statisch, „angeboren“, das Handeln determinierend, ausschließlich und vor allem ethnisch differenziert definiert. Wird jeder und jedem KA/EE-Studierenden das Exposé zerrissen, so das Wort *Kultur* als analytischer, undefinierter Begriff auftaucht (berechtigterweise), desto mehr kann und muss es unsere Aufgabe sein, die Instrumentalisierung und das Benutztwerden der von uns mitentwickelten

Konzepte im sozialen Raum zu beobachten, zu beschreiben, zu analysieren und zu kritisieren!

Das Feiern „neuer transnationaler Kulturen“ ohne gemeinsamen ethnischen Ursprung, sei es in Form transnationaler Professionskulturen oder auch von cybercommunities „ohne Ansehen der (ethnischen) Person“, kann hierbei nur eine Variante von „Kulturkritik“ sein, ebenso das Arbeiten/Forschen zu lokalen nicht-ethnisch codierten Gruppen und deren geteilter Praxen und Vorstellungen von Welt. Denn kulturalistisch gedachte *Kultur* ist zu einer Strukturierungskategorie von Gesellschaft geworden, die es in ihren Konstruktionsprozessen und Instrumentalisierungen, in ihren Realisierungen und Bedeutungen im jeweiligen Kontext zu betrachten, zu analysieren, zu beschreiben und somit sichtbar (und womöglich kritisierbar) zu machen gilt. Die Irrelevanz von Ethnie und *Kultur* „im eigentlichen Sinne“ zu postulieren und *Kultur* in der Folge völlig zu ignorieren ist hierbei wenig hilfreich, denn „Ethnie“ und *Kultur* sind gesellschaftliche wirksame Kategorien, und wir als KulturanthropologInnen müssen die Verwendung von Begriffen, die wir fachgeschichtlich mitkonstruiert haben, einbeziehen und zum Thema machen.

„Kulturalismus“ ist zum zentralen Begriff der Kritik einer *Kultur-deterministischen* Sichtweise geworden. Er kritisiert den ethnisch codierten Kulturbegriff, eine Sichtweise auf Menschen, die sie einer Ethnie zuordnet, und ihr Handeln durch ihre vermeintliche homogene Gruppenkultur erklärt. Diese eine ethnische Gruppe oder auch Nationalkultur bestimmt absolut das Sein und Tun: Weißt du, woher einer kommt, weißt du alles, was du wissen musst! Auf die Gefahr hin, hierbei etwas spitzfindig zu sein, könnte doch angemerkt werden, dass mit Kulturalismus zwar die Festlegung auf *Kultur* kritisiert wird, diese aber auch als ethnisch codierte gedacht wird; „Kulturalisierung“ meint „ethnische Kulturalisierung“, meint das was Etienne Balibar oder Pierre-André Taguieff zugespitzt „differentialistischen“ oder „kulturellen Rassismus“ nennen (vgl. z.B. Taguieff 1992; Balibar 1990)², eine Festschreibung von Personen, eine Erklärung ihres

2 Hierbei wird Differenz eben nicht wie beim „biologischen Rassismus“ über biologische Unterschiede, sondern über die Unüberwindbarkeit kultureller Differenz konstruiert, weshalb Balibar auch von einem „Rassismus ohne Rassen“ spricht. Nichtsdestotrotz werden die Gruppen, der inneren Logik des Rassismus folgend, als statisch und unüberwindbar „unterschiedlich“ angesehen. Die so konstruierten kulturellen Gruppen werden dabei nicht zwangsläufig hierarchisiert. Trotzdem wird vor einer Vermischung bzw. einem Aufeinanderprallen (und den daraus erwachsenden Konflikten) der unterschiedlichen kulturellen Gruppen gewarnt.

Handels, Denkens, Agierens, determiniert durch die ethnische/kulturelle Gruppe, der sie vermeintlich angehören.

Will man der ersten Handlungsmöglichkeit folgen (*Kultur* kritisieren und aufgeben), ist gegen „Kulturalisierung“ nichts einzuwenden, soll allerdings eine Umdeutung wie in Punkt 2 folgen, ist „Kulturalismus“ zu problematisieren, trägt er doch auch als kritischer Begriff zu der diskursiven Verfestigung eines ethnisch codierten Kulturbegriffs bei.

Der Integrationskonzept-Entwurf des Amts für Multikulturelle Angelegenheiten in Frankfurt am Main

Wie von der Kulturanthropologie bzw. von KulturanthropologInnen entwickelte „neue“, anti-„kulturalistische“, offene und dynamische Perspektiven auf *Kultur*, auf menschliches Zusammenleben und Agieren in den öffentlichen und politischen Diskurs aufgenommen werden, lässt sich in Frankfurt derzeit an der Einführung des neuen Integrationskonzepts durch das Amt für multikulturelle Angelegenheiten bzw. dessen Leiterin Nargess Eskandari-Grünberg beobachten. Das Konzept wurde am 5.10.09 der Öffentlichkeit vorgestellt, am 7.10.09 folgte ein von der Frankfurter Rundschau organisiertes „Stadtgespräch“, eine Podiumsdiskussion mit VertreterInnen u.a. von CDU und SPD. Durch die Veranstaltung führt ein Moderator, zum Ende hin darf das Publikum die Studie kommentieren; für Fragen bleibt keine Zeit mehr. Auch Regina Römhild, deren gemeinsam mit Steven Vertovec erarbeitete Expertise als wissenschaftliche Grundlage in den „Entwurf eines Integrations- und Diversitätskonzepts“ mit eingeflossen und unter dem Titel „Frankfurt vernetzt“. Vernetzungs- und Vielfaltspolitik in Frankfurt am Main“ (vgl. Römhild u.a. 2009)³ Teil des „Entwurfs“ ist, ist anwesend und stellt sich den Fragen des Moderators. Die Protagonistin des Abends und „Verantwortliche“ für den Entwurf ist allerdings Eskandari-Grünberg. Ihr Vorwort zum Integrationskonzept und auch die Präsentation beim Stadtgespräch hören sich gut an. „Vielfalt“ bzw. „Supervielfalt“ als neues Grundkonzept soll einen Perspektiv-

³ In „Frankfurt vernetzt“. Vernetzungs- und Vielfaltspolitik in Frankfurt am Main“ wird „Kultur“ nur als Adjektiv benutzt. Neue Schlüsselwörter sind Vielfalt, Supervielfalt und Vernetzung.

wechsel einleiten, weg von „Multikulturalität“, einem Bild von Frankfurt als buntes Mosaik homogener nationalkulturell geprägten Gruppen oder *Kulturen*, die (friedlich) nebeneinander leben und wo jeder weiß, wo er hingehört (und wo der andere hingehört). Das neue Konzept will den Einzelnen nicht mehr auf seine nationalkulturelle Herkunft reduzieren, sondern ihn im Kontext multipler sozialer und kultureller Zusammenhänge sehen: „Wir sind alle anders, und zwar jeder Einzelne“; genauso wenig wie es die homogene Gruppe der Türken gibt, gibt es die homogene Mehrheitsgesellschaft „der Deutschen“. Integrationspolitik betreffe somit, so Eskandari-Grünberg, nicht nur „Migranten“ sondern die gesamte Stadtbevölkerung. Eskandari-Grünberg sagt, sie wolle weg vom defizitorientierten Blick und die Potentiale der Vielfalt sehen. Das KulturanthropologInnenherz schlägt höher, wenn es da so öffentlich „vor aller Welt“ oder zumindest „vor Frankfurt“ Eskandari-Grünberg, aber vor allem auch Regina Römhild auf dem Podium zu Stadt, Milieus und Vielfalt sprechen hört.

Auch Ellen Katharina Bommersheim, die Geschäftsführerin des Existenzgründer-Zentrums Kompass, vertritt aus wirtschaftlicher Sicht eine praxisnahe antikulturalistische Position zur „Integrationspolitik“: Sie spricht von den Potentialen der „UnternehmerInnen mit Migrationshinweis“, die verloren gehen, wenn sie aufgrund dieses Migrationshinweises auf dem Arbeitsmarkt als Migranten kategorisiert und diskriminiert werden und somit davon abgehalten werden, „Arbeitsplätze zu schaffen“. „Potentiale“ meint hierbei nicht Potentiale durch kulturelle Andersheit, sondern Potentiale als Geschäftsmänner und Geschäftsfrauen, auch in Gewerben, wie sie betont, die jenseits von „Dönerbude“, „Friseursalon“ und „Gemüseladen“ liegen. Potentiale, die dem Wirtschaftsstandort Frankfurt verloren gingen.

Dann kommen die anderen TeilnehmerInnen zu Wort und es wird schnell klar, dass es so einfach eben doch nicht ist und eine gute Idee alleine eben doch nicht reicht.

Denn jeder hört am liebsten das, was er kennt, und „Vielfalt als Chance“ lässt sich auch in altbekannte Multi-Kulti-Programmatik eingliedern; das finden alle gut und da findet sich jeder irgendwie wieder. Der „potentialorientierte Blick“ wird dann von vielen (auch im Publikum) doch wieder als „kulturelles Potential“ verstanden und es wird von „Multi-Kulti-Festivals“ berichtet und problematisiert, dass junge MigrantInnen „ihre Kultur verlieren“. Auch der anwesende Vertreter der CDU gibt sich Mühe, indem er den in der Studie

benutzen Begriff des „Milieus“ übernimmt und in die althergebrachte defizitorientierte Agenda eingliedert. Dass alle ein bisschen aneinander vorbei reden, die einen weiterhin von „Multikulti“ im neuen Gewand der Vielfalt, die anderen von „Vielfalt“ als Möglichkeit, den Multikulti-Diskurs hinter sich zu lassen, trägt zur allgemeinen Harmonie bei. Und Eskandari-Grünberg unternimmt leider wenig, um den vermeintlichen Konsens aufzubrechen, was sicherlich auch mit der parteipolitischen Zusammensetzung des Stadtparlaments (hier regieren Grüne und CDU) zusammenhängt. Anstatt „Multikulturalität“ und „Vielfalt“ zu kontrastieren und somit das „Neue“ des neuen Konzepts deutlicher zu machen, betont sie, man wolle da weitermachen, wo man stehe. Sie lobt das Multikulturalitätskonzept im historischen Kontext der letzten 20 Jahre und umgeht eine explizite Kritik der Schwächen, nämlich der damit verbundenen homogenisierenden Zuschreibung von Gruppenidentitäten. Werden Kontroversen jedoch nicht aufgezeigt und ausgetragen und wird der geplante Kurswechsel nicht als solcher selbstbewusst vertreten und stark gemacht, sondern vielmehr ein vermeintlicher Konsens aus Harmoniebedürfnis auf der einen und Unwissenheit auf der anderen Seite aufrecht erhalten, gehen die Bedeutung und die Schlagkraft des neuen Integrationskonzepts und der darin enthaltenen anti-kulturalistischen, anti-essentialistischen, potentialorientierten, egalitären Perspektive verloren. Es bleibt abzuwarten, inwiefern die neuen Denkweisen, Blickwinkel und Konzepte als solche erkannt, diskutiert und übernommen werden bzw. inwiefern sie als „neue Begriffe für alte Programmatik“ in den bestehenden Multi-Kulti-Diskurs eingliedert werden.

Fazit

Somit ist und bleibt *Kultur* in vielerlei Hinsicht ein relevanter Begriff. Zum einen natürlich als ein im gesellschaftlichen Diskurs zu beobachtendes Konzept, das „kulturalistisch“ verwendet als „Waffe“ für oder gegen bestimmte Gruppen eingesetzt wird, aber auch als Denkmuster, als eine Art und Weise der Kategorisierung, um sich Welt zu erschließen, die Menschen in ihr zu betrachten und Handlungen „zu verstehen“. Diese Wirkungen gilt es zu beobachten, zu beschreiben, eventuell zu kritisieren und die dahinterstehenden Vorstellungen empirisch zu widerlegen. Der Entwurf eines neuen Integrationskonzeptes in der Stadt Frankfurt zeigt, wie kulturanthropologische For-

schung in Gesellschaft hineinwirken und alternative „anti-kulturalistische“ Denkweisen in den Diskurs einbringen kann, in diesem Fall durch die Einführung neuer Konzepte und Begriffe, jenseits von vorbelasteter *Kultur*. Was hier mit ihnen geschieht, gilt es gerade auch in Frankfurt weiter zu beobachten.

Als „Kulturanthropologie“ tragen wir das vermeintliche „Unwort“ im Namen, und auch wenn wir eigentlich nicht (mehr) „kulturalistische Kultur“ meinen, wenn wir von „kulturellen Gruppen“ sprechen, sind viele skeptisch, was der Kulturbegriff eigentlich leisten kann, wozu er (noch) notwendig und ob er überhaupt (noch) „vertretbar“ ist.

Sicher ist *Kultur* ein ungewöhnlicher Großbegriff für die auf der Mikroebene arbeitende Kulturanthropologie. *Kultur* ist von Menschen gemacht, in Interaktion hergestellt, beinhaltet Normen und Wertesysteme, Wissen, Denkweisen, Praxen und Vorstellungen von Welt, Erfahrbarkeiten von Welt, die reproduziert und verändert werden. *Kultur* bedeutet alles und nichts, ein Sammelbegriff, ein Monstrum ohne analytischen Gehalt. Auf analytischer Ebene gibt es hier sicher präzisere bzw. detaillierte Konzepte, die auf die genaue Situation hin mehr Aussagekraft haben. Allerdings ist es ebenso wichtig, über *Kultur* als „das große Ganze“ nachzudenken, als das, „was die Welt im Innersten zusammenhält“. Als solches ist die Konzeption von *Kultur* als etwas fluides, wandelbares, offenes, immer wieder (neu) hervorgebrachtes, interaktionales, als undogmatisches Wechselspiel von Strukturen und performativen Praxen wichtig, weil es eine Weltsicht widerspiegelt, eine „Grundperspektive“, mit der die ForscherIn „ins Feld“ geht, mit der wir „andere“ und auch „uns“ betrachten. Insofern ist *Kultur* für uns ein erkenntnistheoretisch wichtiger Begriff und auch ein politisches Konzept, das geknüpft sein sollte an die potentielle Gleichheit aller Menschen, an Kommunikation, an die Fluidität und Austauschbarkeit sozialer Hierarchisierungen und an das Interesse daran, wie diese grundlegende Gleichheit – auf unterschiedlichen Ebenen und durch unterschiedliche Akteure – sich immer wieder neu kulturell differenziert bzw. differenziert wird.

Literatur

Albrow, Martin 1997: Travelling Beyond Local Cultures. Socio-scapes in a Global City. In: John Eade (Hg.). Living the Global City. London: Routledge, S. 37–55.

- Balibar, Etienne 1990. Gibt es einen Neo-Rassismus?. In: ders. und Immanuel Wallerstein (Hg.): Rasse, Klasse, Nation. Ambivalente Identitäten. Hamburg: Argument, S. 23–38.
- Bös, Mathias 2005: Rasse und Ethnizität – Zur Problemgeschichte zweier Begriffe in der amerikanischen Soziologie. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften/GWV Fachverlage.
- Brubaker, Rogers 2003: Ethnizität ohne Gruppen. In: ders.: Ethnizität ohne Gruppen. Hamburg: Hamburger Edition, 2007, S. 16–45.
- Groenemeyer, Axel 2003: Kulturelle Differenz, ethnische Identität und die Ethnisierung von Alltagskonflikten. In: Ders. und Jürgen Mansel (Hg.): Die Ethnisierung von Alltagskonflikten. Opladen: Leske und Budrich, S. 11–47.
- Hannerz, Ulf 1992: The Nature of Culture Today. In: Ders.: Cultural Complexity: Studies in the Social Organization of Meaning. New York: Columbia University Press, S. 3–39.
- Hannerz, Ulf 1995: „Kultur“ in einer vernetzten Welt. Zur Revision eines ethnologischen Begriffs. In: Wolfgang Kaschuba (Hg.): Kulturen – Identitäten – Diskurse. Perspektiven Europäischer Ethnologie. Berlin: Akademie Verlag, S. 64–84.
- Radtke, Frank-Olaf 1996: Fremde und Allzufremde. Zur Ausbreitung des ethnologischen Blicks in der Einwanderungsgesellschaft. In: Hans-Rudolf Wicker u.a. (Hg.): Das Fremde in der Gesellschaft: Migration, Ethnizität und Staat. Zürich: Seismo, S. 333–352.
- Römhild, Regina u.a. 2009: „Frankfurt vernetzt“. Vernetzungs- und Vielfaltspolitik in Frankfurt am Main. In: Stadt Frankfurt am Main, Dezernat XI – Integration: Entwurf eines Integrations- und Diversitätskonzepts für die Stadt Frankfurt am Main, S. 20–79, <http://www.frankfurt.de/sixcms/media.php/738/Integrationskonzept.pdf>, letzter Seitenzugriff 12.1.2010
- Taguieff, Pierre-André 1992: Die Metamorphosen des Rassismus und die Krise des Antirassismus. In: Ulrich Bielefeld (Hg.): Das Eigene und das Fremde. Neuer Rassismus in der alten Welt? Hamburg: Junius, S. 221–268.